

„Neue Perspektiven in der Bildung?“

Warum ein christlicher Humanismus (HumanismusPlus) mehr Not tut denn je“

„Wie gut gelingt es der Schule, dass Schülerinnen und Schüler lernen, voll Zuversicht und Hoffnung in die Zukunft zu schauen?“ Selbst sehr gute Schulen schneiden bei dieser Frage in den Evaluationen, die wir vom Zentrum für Ignatianische Pädagogik durchführen, nicht sehr gut ab. Denn wir stellen Schülerinnen, Schülern, Eltern und Lehrenden tatsächlich diese Frage im Rahmen von Schulevaluationen, deren Ziel ist, die ganze Schulgemeinschaft in eine Selbstreflexion und einen wertschätzenden Dialog darüber zu verwickeln, wo und wie Bildung an ihrer Schule gelingt bzw. wo ggf. Schulentwicklung helfen könnte, Lernen und Lehren zu verbessern. Warum mir diese Frage wichtig ist? Antworten auf die Frage „Wie gut gelingt es der Schule tatsächlich, dass Schülerinnen und Schüler lernen, voll Zuversicht und Hoffnung in die Zukunft zu schauen?“, spiegeln wunderbar ungeschminkt und umfänglich, wie gut Bildung gelingt. Was meine ich damit?

Zunächst möchte ich vorausschicken: Ich mag das Wort Zuversicht; im Kontext von Bildung ist es mir auch lieber als Hoffnung. Es erspart uns Unschärfen. Denn mit Zuversicht in die Zukunft zu schauen ist etwas völlig anderes als Optimismus. Ich muss hier an Alexander Nawalnys Abschiedsworte denken, die mich tief berührt haben. Sie zeigen einen Menschen mit einer bewundernswert gefestigten Zuversicht, der sogar Gefängnis und Folter nichts anhaben konnten. Sie zeigen einen Menschen, der nicht daran zweifelt, dass es Sinn macht, was er gerade durchlebt, auch wenn er genau wusste, dass es für ihn nicht gut ausgehen würde. Naiver, ungeschliffener „Optimismus“ schaut weg, verkennt eigene Möglichkeiten, ignoriert Tatsachen und kann nur so hoffen, dass alles schon gut gehen wird. Eine gefestigte und informierte Zuversicht schaut genau hin, und weiß gerade deshalb, wann Dinge Sinn machen, obwohl sie vermutlich schlecht ausgehen. Zuversicht in diesem Sinne ist das, was ich hier einmal provisorisch ein „informiertes Lebensgefühl“ nennen möchte. Und damit meine ich solche Lebensgefühle, die eben nicht naiv, d. h. urwüchsig und unreflektiert entstehen, sondern die Ergebnis von Bildungsprozessen sind, also geformt von Erfahrung und Reflexion.

Wir Menschen müssen erst lernen, uns reflektiert auf Erfahrungen in einer Weise einzulassen, die Ignatius von Loyola „verkosten“ nennt. Erfahrungen verkosten zu lernen, meint, die Wirklichkeit genau, differenziert und als Ganzes wahrzunehmen; erst dann sich ein Urteil zu bilden, dann aber mit dem Ziel, selbst zu handeln. Das ignatianische Paradigma, wie wir diesen Lernprozess nennen, endet vorläufig damit, über den Sinn dieses Lernprozesses als Ganzes nachzudenken. Eine Reflexion, die im besten Fall zur Erfahrung eines vertieften Verstehens und zu engagierterem Handeln führt. „Informierte Lebensgefühle“ sind ein Ergebnis solcher Bildungsprozesse. Sie bündeln und beleuchten in einem komplexen Gefühl die ganze Haltung von Menschen zu sich, zu anderen Menschen, zum Leben und zur Welt. Eigentlich handelt es sich bei Zuversicht in diesem Sinne mindestens so sehr um eine Haltung wie um ein Gefühl. Zuversicht als „informiertes Lebensgefühl“ offenbart, dass Menschen gelernt haben, zu wissen, wer sie sind, worin sie Erfüllung finden und auch, was sich durch sie erfüllen soll, d. h. welche Verantwortung und welche Aufgaben ihnen aus den geschenkten Talenten und dem Lebenskontext erwachsen, in den sie vom Leben gestellt wurden.

Dies unterscheidet Bildung von Ausbildung. Peter Bieri beschreibt es in seiner Rede zur Gründung der Pädagogischen Hochschule Bern so: "Sich zu bilden ist tatsächlich etwas ganz anderes, als ausgebildet zu werden. Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden – wir streben danach, auf eine ganz bestimmte Weise in

der Welt zu sein. " Sich in dieser Weise zu bilden, ist allen Menschen aufgetragen. Für Aristoteles jedenfalls war dies der Kern von Bildung: Menschen zu erziehen, die nicht nur um das Gute wissen, sondern es auch tun und darin die Erfüllung als Mensch finden.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich lade Sie an dieser Stelle zu einem kleinen Experiment ein: Ich bitte Sie, sich einen jungen Menschen vor Augen zu halten, der oder die Ihnen wichtig ist. Fragen Sie sich nun in ihrem tiefsten Herzen, gleich ob Sie es als Eltern, Großeltern, Paten oder Geschwister tun, was denn wohl das Wichtigste wäre, was dieser junge Mensch in der Schule lernen soll? Die Erfahrung aus vielen Debatten um Bildung, in denen ich Menschen diese Frage gestellt habe, macht mich ziemlich sicher: Die meisten von Ihnen werden einen Aspekt dessen nennen, was sich im Sinne des Aristoteles unter eine der Fähigkeiten subsummieren ließe, die es braucht, um ein „guter Mensch“ zu werden und erfüllt zu leben: selbstständiges Urteil; die Fähigkeit, Probleme zu lösen; Teamfähigkeit; die Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen ... Oder eben Resilienz, die Fähigkeit, mit Zuversicht in die Zukunft zu sehen. Und doch steht in Frage, ob es der Auftrag von Schule ist, diese Form von Bildung zu fördern, und auch ob es im Bereich des Möglichen von Schule liegt, dies zu tun.

Zwar hat das Allensbach-Institut in einer Studie, die das Zentrum für Ignatianische Pädagogik zusammen mit der Porticus Stiftung beauftragt hat, herausgefunden, dass eine Mehrheit von Deutschen dies durchaus als Aufgabe von Schule sieht; eine Mehrheit, die übrigens seit den siebziger Jahren stabil geblieben ist. Eine ebenso stabile Mehrheit ist allerdings auch unzufrieden damit, wie dies den Schulen gelingt. Und auch die vielen Lehrenden, die mir in Fortbildungen begegnen, und vor allem jene, die ihren Beruf wirklich aus einem pädagogischen Eros heraus ergriffen haben, sehen ihre Aufgabe nicht nur darin, junge Menschen auszubilden; das auch! Sie wollen den ganzen Menschen sehen und fördern! Und auch sie sind unzufrieden, wie wenig ihnen dies unter den derzeitigen Rahmenbedingungen zu gelingen scheint. Wobei – dies als Fußnote – ich dagegen sehr wohl sehe, welchen tollen Job viele Lehrende auf diesem Feld leisten! Aber gerade diese Lehrenden kämpfen eben damit, dem eigenen Anspruch nicht ausreichend gerecht werden zu können, u. a. weil sie mit tausend anderen Aufgaben „zugemüllt“ werden. Mein persönlicher Eindruck als erstes Resümee ist, dass wir hier sehr nahe an der Wurzel dessen gelandet sind, warum viele Menschen derzeit viel Frust und Unmut über Schulen empfinden. Woran liegt das?

In seinem Buch *Die Rede von Bildung* (Heinz-Elmar Tenorth, 2022, Die Rede von Bildung) schreibt Heinz-Elmar Tenorth: "Nicht nur in der Politik, so hat man den Eindruck, wird Bildung, samt Komposita und Attributen, inzwischen als Formel genutzt, um bei beliebigen Problemen – von der Jugendarbeitslosigkeit bis zur Einkommensgleichheit, von offenen Zukunftsfragen bis zum Umgang mit Medien, bei Kriminalität, befürchtetem Werteverfall oder erhofftem Wertewandel, bei Migrationsfragen und für Integration – ein Heilmittel anzupreisen, von dem man sich Rettung und Hilfe für alle Probleme verspricht ..." Und er konstatiert: „Dem Status des Begriffs, seiner Klarheit und Präzision, hat diese Redeweise nicht gutgetan. Beobachter nennen Bildung ein >deutsches Container-Wort<, das alles aufnimmt, aber nichts mehr eindeutig aussagt ...“

Fast möchte man mit Friedrich August von Hayek Bildung als ein „Wieselwort“ identifizieren, als ein Wort also, das allem, dem es beigelegt wird, den Inhalt aussaugt, wie es den Wiesel nachgesagt wird: Sie können angeblich Eier in einer Weise leeren, dass die Vogeleltern nicht einmal bemerken, dass sie ein inzwischen leeres Ei bebrüten. Lassen wir diese These für einen Moment als Gedankenenspiel zu, dann würde dies erklären, warum z. B. ein Jahrzehnt Diskussion um „Bildungsgerechtigkeit“ im Ergebnis so fruchtlos blieb. Es gibt zwei Bildungsdiskurse: einer sonntags in den Reden; und einer,

der das konkrete Handeln bestimmt. Begriffe wie „Herzensbildung“ für den Sonntag. Sie kommen dann sonntagabends in den Manufaktur-Schrank für Traditionspflege und Erdverbundenheit. Und ab Montag regiert dann wieder der Dschungel einer hochtechnisierten Dienstleistungsgesellschaft, in der sich das meiste um Leistung, Effektivität, Ranking, um materiellen und messbaren Erfolg dreht. Da gehen dann selbst gute Schülerinnen und Schüler, deren Eltern es sich leisten können, wieder zur Nachhilfe, um den Schnitt aufzupolieren. Die Sonntagsreden widmen sich einer Pädagogik des Wohlfühls mit maximal unklarem Inhalt. Unter der Woche regieren sehr präzise, aber eben unausgesprochene Gesetze einer Kultur der Selbstoptimierung.

Sehr geehrte Damen und Herren, genau deshalb schaffen es Fragen wie die unsere, ob Schülerinnen und Schüler voll Zuversicht unsere Schulen verlassen, eher selten in eines der aufwendigen Instrumente zur Messung der Qualität von Schulbildung, mit denen derzeit Schulen und Lehrende in aufwendigen Verfahren landauf, landab vermessen, bewertet und erfolgreich vom Unterrichten abgehalten werden. Konterkariert die „Subjektivität“ der Frage nicht geradezu das, wofür unsere Anstrengungen in den letzten Jahrzehnten tatsächlich stehen? Erziehung als ein objektives Feld von empirisch messbaren Qualifikationen, das erlaubt, die Lernfortschritte von Kindern und den Erfolg von Lehrenden und Schulen exakt kartieren zu können.

Nun könnten wir sagen: Gott sei Dank, dass es noch katholische Schulen gibt und Veranstaltungen wie diese. By the way: Happy Birthday, KED! Schöner Jubiläumsslogan in Zeiten wie diesen: „...damit Du Hoffnung hast!“ Aber, sehr geehrte Damen und Herren, wir befinden uns in der Fastenzeit. Da tut ein wenig aufrichtige Bußgesinnung nicht schlecht. Ist das ein Slogan für Sonntag und den Manufaktur-Traditionsschrank „Herzensbildung“? Oder soll er „schulfest“ sein, das heißt, der Realität im Unterricht von Montag bis Freitag standhalten. Wie mühsam und komplex der Weg zur Konkretion ist, begreifen wir, wenn wir uns klar machen, dass wir Menschen Haltung lernen auf drei Ebenen: Natürlich ist da die Ebene des Verstehens, also des Reflektierens in Lehre und Unterricht. Viel basaler aber schnappen wir auf, was uns die uns umgebende Kultur und das Verhalten unserer Vorbilder darüber sagen, welche Haltung am Ende hier wirklich regiert. Und da können wir dann soviel über Wertschätzung reden, wie wir wollen, wenn die verwahrlosten Schultoiletten eine andere Sprache sprechen. Schließlich braucht es, wenn wir zur Zuversicht erziehen wollen, Räume, wo junge Menschen lernen, selbstverantwortlich zu handeln, und einen Unterricht, der bereit ist, sich auf die Reflexion der Erfahrung von Jugendlichen einzulassen. Die komplette Abstinenz des Dialogs zwischen modernen Erziehungswissenschaften und christlicher Erziehungspraxis seit vielen Jahrzehnten ist jedenfalls kein gutes Zeichen. Und wir müssen uns im katholischen Bereich schon selbst streng fragen, was wir jenseits von Einzelveranstaltungen, von Gottesdiensten und Spendenmarathons, von Einzelangeboten der Schulpastoral und Religionsunterricht auf der Ebene konkreter Pädagogik beizutragen haben zu Schulalltag und Unterricht. Sonst bleibt katholische Schulbildung am Ende dies: Schule wie alle anderen mit „frommer Sauce“.

In den Grundzügen Ignatianischer Pädagogik von 1986 heißt es dazu: Alle Dimensionen des Erziehungsprozesses dienen insgesamt einem Ziel, "der Bildung einer ausgewogenen Persönlichkeit mit einer persönlich erworbenen Lebensanschauung, für die Reflexion zur Gewohnheit geworden ist. Um dieser Bildung willen sind die einzelnen Fächer wohlüberlegt aufeinander bezogen, und jeder Teilbereich des schulischen Lebens trägt einen Teil zur ganzheitlichen Entwicklung jeder einzelnen Person bei." Warum aber sollten wir uns *dieser* Mühe ausgerechnet heute unterziehen, da es wohl kaum mehr darum gehen kann, in den Schulen junge Menschen zu guten Christinnen und Christen zu erziehen? Das fragen sich in Zeiten von Sparprozessen derzeit doch viele in Verantwortung, nicht wahr?

Ganz einfach! Weil der uneigennützigste Dienst an der Menschwerdung unsere ureigenste und wichtigste Sendung in der Nachfolge des aus Zuneigung zu den Menschen menschengewordenen Gottes ist. Wir können dabei schöpfen aus dem großen Schatz christlich-humanistischer Schulbildung. Ihn neu zu heben und im Blick auf die Herausforderungen heutiger Zeit zu schärfen, wird uns einige Mühe abverlangen, wenn wir es wirklich ernst meinen. Aber die Umstände fordern geradezu auf zum prophetischen Engagement für eine andere Schulbildung.

Motivation und Haltung, aus der heraus uns dies gelingen kann, beschreibt P. Kolvenbach, Generaloberer der Gesellschaft Jesu, 1998 treffend: „Die spirituelle Wurzel dieses Humanismus ist in der Schlussbetrachtung der geistlichen Übungen zu finden. Hier lässt Ignatius den Exerzitanten ... betrachten, wie Gott sich in allen geschaffenen Dingen für jeden Einzelnen müht und arbeitet. Dieses Verständnis der Beziehung Gottes zur Welt schließt ein, dass der Glaube an Gott und die Bejahung all dessen, was wirklich menschlich ist, untrennbar miteinander verbunden ist. Diese Spiritualität erlaubte es den ersten Jesuiten, sich den Humanismus der Renaissance zu eigen zu machen und ein Netzwerk an Erziehungsinstitutionen aufzubauen, das innovativ war und auf die dringenden Bedürfnisse der Zeit eine Antwort gab. Glaube und Förderung der Humanitas gingen Hand in Hand.“

Liebe Katholische Elternschaft Deutschlands: Herzlichen Glückwunsch zum 70.! Die Arbeit fängt jetzt erst an. Danke für Ihre Aufmerksamkeit!